

1926

Ein Jahr am Rand der Zeit



HANS ULRICH
GUMBRECHT

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 553 I

Die Vergangenheit berühren, riechen und schmecken, die wichtigen Erlebnisse und Erfahrungen sinnlich nachvollziehen – dazu lädt Hans Ulrich Gumbrecht die Leser in seinem faszinierenden Buch über das Jahr 1926 ein.

Den Themen sind dabei kaum Grenzen gesetzt: Boxen, Eisenbahnen, Philosophie, Jazz, Bergsteigen, Kino, Ozeandampfer, Pomade, Stierkampf und vieles mehr. Gumbrecht sichtet Romane, Reportagen, Reiseberichte, aber auch Werbe- und Todesanzeigen und fügt diese zum Bild eines scheinbar »ganz gewöhnlichen Jahres« zusammen. Wir begegnen gepflegten Sekretärinnen und streikenden Arbeitern, berühmten Boxern und halbnackten Revuegirls, fiebern in Sportarenen beim Sechstagerennen und werden Zeugen von Gewaltverbrechen und Straßenkämpfen.

So entfaltet diese ungewöhnliche Reise in das Jahr 1926 nicht nur ein vielschichtiges Panorama eines Jahres zwischen Aufbruch und Abgrund, sondern ist auch eine Einladung, die eigene Wahrnehmung von Geschichte zu hinterfragen.

Hans Ulrich Gumbrecht, geboren 1948, ist emeritierter Albert Guérard Professor in Literature an der Stanford University, Distinguished Professor of Romance Literatures an der Hebrew University, Jerusalem, und Distinguished Professor Emeritus an der Universität Bonn. Er ist Mitglied der American Academy of Arts and Sciences und erhielt für sein Werk zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Kulturpreis der Stadt Würzburg.

Bei Suhrkamp erschienen zuletzt *Leben der Stimme* (2025), *Nach 1945. Latenz als Ursprung der Gegenwart* (2021), »Prosa der Welt«. *Denis Diderot und die Peripherie der Aufklärung* (2020), *Unsere breite Gegenwart* (es 2627).

Joachim Schulte ist Autor mehrerer Bücher über Ludwig Wittgenstein und Mitherausgeber der Kritischen Editionen von Wittgensteins Hauptwerken.

Hans Ulrich Gumbrecht

1926

Ein Jahr
am Rand der Zeit

Aus dem Amerikanischen von
Joachim Schulte

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
In 1926. Living at the Edge of Time
bei The President and Fellows of Harvard College.

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5531
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2003
© 1997 by the President and Fellows of Harvard College
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagabbildung: Tamara de Lempicka, *St. Moritz* (Detail), 1929,
Öl auf Holz, 35 cm × 26 cm, Musée des Beaux Arts, Orléans,
© Tamara de Lempicka Estate, LLC / VG Bild-Kunst, Bonn 2025,

Foto: Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47531-7

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Inhalt

Gebrauchsanweisung	7
Dispositive	
Amerikaner in Paris	17
Angestellte	28
Ausdauer	36
Automobil	42
Bars	50
Bergsteigen	59
Boxen	68
Dachgärten	82
Drahtlose Verständigung	86
Eisenbahn	97
Fahrstuhl	106
Fernsprecher	110
Feuerbestattung	118
Fließband	122
Flugzeug	126
Grammophon	136
Hungerkünstler	143
Ingenieure	148
Jazz	157
Lichtspielhäuser	163
Mord	171
Mumien	181
Ozeandampfer	187
Polaritäten	196
Pomade	201
Reporter	207
Revue	214
Sechstagerennen	221
Stars	225
Stierkampf	236
Streik	245
Tanz	253
Uhren	263
Völkerbund	271

Codes	
Authentizität versus Künstlichkeit	281
Gegenwart versus Vergangenheit	292
Handeln versus Ohnmacht	301
Immanenz versus Transzendenz	310
Individualität versus Kollektivität	324
Männlich versus Weiblich	335
Sachlichkeit versus Überschwang	345
Schweigen versus Lärm	352
Ungewißheit versus Realität	362
Zentrum versus Peripherie	377
 Zusammengebrochene Codes	
Authentizität = Künstlichkeit (Leben)	391
Gegenwart = Vergangenheit (Ewigkeit)	398
Handeln = Ohnmacht (Tragik)	406
Immanenz = Transzendenz (Tod)	413
Individualität = Kollektivität (Führer)	425
Männlich = Weiblich (Problematische Geschlechterrollen)	432
Zentrum = Peripherie (Unendlichkeit)	443
 Rahmen	
Als es mit dem Lernen aus der Geschichte vorbei war	455
In-den-Welten-von-1926-sein Martin Heidegger, Hans Friedrich Blunck, Carl Van Vechten	492
 Danksagung	 547
Register	549

Gebrauchsanweisung

Wo anfangen?

Versuchen Sie nicht »am Anfang anzufangen«, denn dieses Buch hat keinen Anfang in dem Sinne, in dem eine erzählte Geschichte oder Argumentationen einen Anfang haben. Beginnen Sie mit irgendeinem der 51 Einträge in irgendeinem der drei Abschnitte »Dispositive«, »Codes« und »Zusammengebrochene Codes« (die alphabetische Reihenfolge der nächststufigen Überschriften zeigt, daß zwischen den Einträgen kein hierarchisches Verhältnis besteht). Fangen Sie einfach mit einem Eintrag an, der Sie besonders interessiert. Von jedem Eintrag wird man durch ein Geflecht von Querverweisen zu anderen Einträgen geführt, die mit dem ersten Eintrag verwandt sind. Lesen Sie, solange Ihr Interesse anhält (und solange es Ihr Terminplan zuläßt). Auf diese Weise bahnen Sie sich Ihren eigenen Lektüreweg. Genauso wie es keinen vorgeschriebenen Anfang gibt, gibt es auch kein vorgeschriebenes oder endgültiges Ende des Lesevorgangs. Einerlei, wo Sie einsteigen oder aussteigen, jede Lektüresequenz von einer gewissen Länge sollte die Wirkung erzeugen, auf die im Titel des Buchs angespielt wird: Man sollte das Gefühl haben, »im Jahr 1926« zu sein. Je unmittelbarer und sinnlich spürbarer diese Illusion wird, in desto höherem Maße wird Ihre Lektüre das Hauptziel des Buches erfüllen. Beachten Sie: Wenn Sie wollen, können Sie diesen Effekt auch erleben, *ohne* die letzten beiden Kapitel – »Als es mit dem Lernen aus der Geschichte vorbei war« und »In-den-Welten-von-1926-sein« – zu lesen.

Schreibweise(n)

In den Abschnitten »Dispositive«, »Codes« und »Zusammengebrochene Codes« soll die Schreibweise möglichst deskriptiv wirken. Diese Ausdrucksweise soll maßgebliche Oberflächenwahrnehmungen, die von bestimmten materiellen Phänomenen ausgingen, ebenso deutlich werden lassen wie maßgebliche Betrachtungsweisen der Welt, die während des Jahres 1926 mit Hilfe bestimmter Begriffe artikuliert wurden. Jeder Eintrag sieht nach

Möglichkeit davon ab, die individuelle »Stimme« des Autors »auszudrücken«, tiefgründige Interpretationen darzulegen oder durch Beschwörung von Phänomenen und Betrachtungsweisen der Welt aus Zeiten »vor« beziehungsweise »nach« 1926 diachronische Kontextualisierungen vorzunehmen. Jeder Eintrag soll demnach das Maximum an Oberflächen-Fokussierung und Konkretheit erreichen. Sofern dergleichen überhaupt möglich ist, sind Stil und Struktur der Einträge durch die jeweils thematisierten Einzelphänomene bestimmt. Schließlich sei noch gesagt, daß die Einträge mit ihren Konvergenzen und Divergenzen keine spezifische »Stimmung« erzeugen wollen. Sollten manche Leser beispielsweise so etwas wie eine »Heideggerianische Stimmung« in diesem Buch ausmachen, müßte dieser Eindruck als Symptom der Wirkung des Jahres 1926 auf Heidegger erklärt werden und nicht als Symptom der Absicht des Autors, den Stil Heideggers zu imitieren. Im Gegensatz zu den 51 Einträgen sind die Kapitel »Als es mit dem Lernen aus der Geschichte vorbei war« und »In-den-Welten-von-1926-sein« in dem akademischen Prosastil geschrieben, dessen sich der Autor derzeit befleißigt (ohne daß er sich deshalb die Freiheit genommen hätte, Leser ohne Fachkenntnisse mit seinen Ausführungen vor den Kopf zu stoßen).

Worum geht es?

Darum, wenigstens einige Leser während der Lektüre vergessen zu lassen, daß sie *nicht* im Jahre 1926 leben. Mit anderen Worten: Es geht darum, manche der Welten von 1926 heraufzubeschwören, sie im Sinne einer neuerlichen Vergegenwärtigung zu re-präsentieren. Es geht darum, dies mit der größtmöglichen Unmittelbarkeit zu erreichen, die für einen historiographischen Text (im Gegensatz etwa zu Photographien, Tondokumenten oder materiellen Gegenständen) zu schaffen ist. Der Autor mußte zwar für jeden Eintrag eine besondere Textform erfinden, doch der Erfolg des Buches als Ganzes beruht auf dem Anspruch, daß es *nicht* »erfunden« wurde (also auf dem Anspruch, daß sein Inhalt völlig referentiell ist). Auf dieser mehr oder weniger »ontologischen« Implikation beruht die Wirkung des Heraufbeschwörens der Vergangenheit. Selbst wenn der Autor imstande wäre, literarische Texte zu schreiben, hätte ein historischer Roman die Aufgabe nicht erfüllt – zumindest hätte er

nicht dieselbe Aufgabe erfüllt. Und worum geht es nun *nicht*? Hoffentlich nicht um die akademische Position des Autors; um seine finanzielle Lage geht es, wie zu befürchten ist, ebenfalls nicht; und auch nicht um irgendwelche Versuche, die Welten von 1926 zu interpretieren oder zu verstehen (sei's aus der Innenperspektive oder aus Früherem oder Späterem). Schließlich wäre der Autor gar nicht sonderlich enttäuscht, wenn er erführe, daß die Welten von 1925 oder 1927 (und so weiter) gar nicht so verschieden waren von jenen Welten, die er für das Jahr 1926 rekonstruiert hat. Sein Buch handelt nicht davon, wie man eine Einzelbeschreibung des Jahres 1926 verfertigt, sondern es geht darum, eine historische Umwelt präsent zu machen, von der wir wissen, (oder: von der wir nicht mehr wissen, als) daß es sie während des Jahres 1926 an dem einen oder anderen Ort gegeben hat.

Fragestellung

Die folgende Fragestellung ist zwar nicht unbedingt und »hermeneutisch gesehen« die einzige, deren der Leser bedarf, um dieses Buch zu verstehen, aber es ist die Fragestellung, von der der Autor glaubt, daß sie ihn zum Schreiben veranlaßt hat: Was können wir mit unserem Wissen über die Vergangenheit anfangen, sobald wir die Hoffnung preisgegeben haben, ohne Rücksicht auf Mittel und Kosten »aus der Geschichte zu lernen«? Diese – inzwischen verlorengegangene – didaktische Funktion der Geschichte (oder zumindest eine bestimmte Auffassung von dieser Funktion) steht offenbar in engem Zusammenhang mit der Gewohnheit, die Geschichte in narrativer Form zu begreifen und darzustellen. Sofern das zutrifft, muß eine postdidaktische Einstellung zu unserem Wissen von der Vergangenheit das Streben nach nichtnarrativen Formen der historiographischen Darstellung beinhalten. Aber die Argumentation, die mit diesen Schritten beginnt, ist schon zu »stromlinienförmig«. Die eigentliche Frage hinter der Frage danach, was wir mit unserem Wissen über die Vergangenheit anfangen sollen, ist nicht die – mehr oder weniger technische – Frage, wie Geschichte zu schreiben oder darzustellen wäre, sondern ehe wir über mögliche Formen der Darstellung der Geschichte auch nur nachzudenken beginnen, geht es vor allem um die Frage, was die Vergangenheit nach unserer Vorstellung »ist« (also die Frage nach der Vergangenheit als »Rohstoff«).

Thesen

Da wir nicht wissen, was wir mit unserem gewaltigen und rasch zunehmenden Wissen über die Vergangenheit anfangen sollen (da die Geschichte keine offenkundige pragmatische Funktion mehr hat), sollten wir die mehr oder weniger vorbewußten Impulse untersuchen, die dafür verantwortlich sind, daß uns die Geschichte fasziniert. Dieses Buch geht davon aus, daß hier ein besonderes Verlangen am Werke ist, nämlich das Verlangen, »mit den Toten zu sprechen«, mit anderen Worten: das Verlangen, Welten, die vor der eigenen Geburt existierten, aus erster Hand kennenzulernen. Indem das Buch dieses Verlangen zu befriedigen bemüht ist, rückt es – eher implizit als explizit – bestimmte Merkmale dessen in den Vordergrund, was »wir« (die Gebildeten unter den Angehörigen der abendländischen Kultur von 1997) uns unter »Geschichte« vorstellen. Offenbar sind wir alle einhellig der Meinung, daß wir die Geschichte nicht mehr als einen »geradlinig verlaufenden« und »totalisierenden« Prozeß einer dynamisch fortschreitenden »Entwicklung« auffassen. Über diese negative Bestimmung hinaus gibt es jedoch kein Vorstellungsbild und keine Darstellungsform, die als einzige maßgeblich wären. Wenn man, wie in diesem Buch geschehen, synchronisch verfährt und sich eine entsprechende Vorstellung und Darstellung der Geschichte zurechtlegt, merkt man, daß die Elemente einer solchen Synchronie nicht zu einem kohärenten und homogenen Bild zusammenschießen. Dennoch legt dieses Buch in womöglich paradoxer Weise den Gedanken nahe, es habe ein »Geflecht« oder »Feld« aus (nicht nur diskursiven) Realitäten gegeben, von denen das Verhalten und die Interaktionen des Jahres 1926 weitgehend geprägt wurden. Ja, dieser Eindruck ist so stark, daß dieses Buch zumindest implizit Einspruch erhebt gegen jeden Anspruch auf subjektive oder kollektive Handlungsfähigkeit. Und wie sollte ein Buch, dem es um historische Gleichzeitigkeit geht, *nicht* zu diesem Fazit gelangen? Schließlich gibt es keine Begriffe des Handelns und der Handlungsfähigkeit, die nicht des Nacheinanders als ihres Bezugsrahmens bedürften. Doch gerade mit *dieser* Form des Geschichtsdenkens ist die Idee der historischen Gleichzeitigkeit nicht in Einklang zu bringen.

Kontext

Wir können uns nicht des Eindrucks erwehren, daß die derzeitige Situation in den Geisteswissenschaften – zumindest aus der Gegenwart gesehen – einen vergleichsweise schwachen Augenblick kennzeichnet. (Freilich kann es sein, daß sich dieser Eindruck rückblickend verändert; außerdem krankt er womöglich an den üblichen Problemen selbstreflexiver Bewertungen.) Auf jeden Fall ist die Gegenwart anscheinend ein Augenblick großen Raffinements, wenn es um die Behauptung geht, daß bestimmte Gewißheiten und Voraussetzungen »nicht mehr funktionieren« – und noch größer ist das Widerstreben, sobald es darum geht, die von den verschwundenen Gewißheiten und Voraussetzungen zurückgelassenen Lücken auszufüllen. Der gegenwärtige Augenblick entspricht, wie es scheint, dem von Derrida in seiner *Grammatologie* geschilderten »Ende der Metaphysik«: Wir sind über die Metaphysik hinaus, ohne daß wir die Metaphysik je wirklich hinter uns lassen werden. Außerdem fehlt es uns an starken Alternativen zu Optionen, die allem Anschein nach nicht mehr lebensfähig sind. Der Marxismus ist bloß noch eine wehmütige oder peinliche Erinnerung, vor allem in seinen neuerdings wieder auferstandenen und reinkarnierten Formen (durch gute Absichten ist eine überholte Epistemologie nicht zu reparieren!). Der Dekonstruktivismus wirkt entweder abgestanden und sektiererisch (die heute noch im schwarzen Gewand auftretenden Dekonstruktivisten haben wirklich etwas von Sektenpredigern an sich), oder er ist von der allgemein herrschenden Stimmung des Interpretierens und des hermeneutischen Vorgehens absorbiert worden. Der Zauber und der Schwung des Neuen Historismus sind allzu rasch verwelkt. Und so weiter. Außerdem hat der Autor – was die Sache noch schlimmer macht – das Gefühl, seine Generation stehe unter erheblichem Druck, etwas Neues vorzulegen, das nicht ausschließlich skeptischer Art ist. Andererseits hält er sich nicht für einen begabten Verfasser programmatischer Schriften – zum Schreiben von Arbeiten des hier zweifellos erforderlichen Genres glaubt er nicht das Zeug zu haben. Dennoch meint er, daß er und die Wissenschaftler seiner Generation für die Wissenschaftler der nächsten Generation die gleiche Rolle spielen sollten, die in seinem eigenen Fall von Reinhart Koselleck, Niklas Luhmann, Jean-François Lyotard, Richard

Rorty, Hayden White und Paul Zumthor gespielt wurde (wobei es sich, wie der Autor zerknirscht einräumt, um eine reine Männer-sippe handelt). Der Möglichkeit des Scheiterns unerachtet, ist dieses Buch einstweilen das Beste, was er als Reaktion auf diese selbstgesetzten Erwartungen anzubieten vermag.

»Hilfe«

»Hilfe« in dem Sinne, in dem sie auf dem Computer-Bildschirm angeboten wird, ist in den Kapiteln »Als es mit dem Lernen aus der Geschichte vorbei war« und »In-den-Welten-von-1926-sein« zu finden. Vor allem Lesern mit professionellem Interesse liefern diese Kapitel eine doppelte Kontextualisierung des Buches, insofern es in intellektueller wie in akademischer Hinsicht einen bestimmten Ort einnimmt. Zum einen ist hier das Kapitel »Als es mit dem Lernen aus der Geschichte vorbei war«, in dem derzeit gängige Begriffe und Verwendungsweisen von »Geschichte« beschrieben werden und überdies gezeigt werden soll, inwiefern sowohl das mit diesem Buch ausgeführte Experiment als auch die zu seiner Umsetzung benutzte Struktur Reaktionen auf die spezifische Stellung sind, welche die »Geschichte« in unserer Gegenwart innehat. Außerdem wird in diesem Kapitel erklärt, warum der Autor ein zufällig gewähltes Jahr zum Thema des Buches erkoren hat – und das, obwohl er nicht so weit geht zu behaupten, letzten Endes habe dieses Jahr doch eine besondere (aber bislang verborgene) Bedeutung. Zum anderen ist das Kapitel »In-den-Welten-von-1926-sein« zu nennen, und hier wird vorgeschlagen, wie das Buch zu anderen Zwecken als der Vergegenwärtigung der Welten von 1926 benutzt werden kann. Die Testbeispiele sind überaus historische Deutungen dreier Texte – und vorgenommen werden diese Deutungen im Kontext der »Welten von 1926«, soweit sie in den 51 Einträgen dargeboten wurden. Die Bezugstexte sind Martin Heideggers *Sein und Zeit*, Hans Friedrich Bluncks *Kampf der Gestirne* und Carl Van Vechtens *Nigger Heaven*.

Zweck

Nie hat der Verfasser vorgehabt, dieses Buch solle etwas in moralischer oder politischer Hinsicht Erbauliches enthalten. Doch wie wir alle wissen, kommt es manchmal vor, daß unsere besten Absichten uns nicht gegen unsere peinlichsten Regungen zu schützen vermögen. Ebenso wenig hat sich der Autor um Originalität, geistreiche Wendungen, schönen Stil und dergleichen bemüht. Am besten kommt die Hauptabsicht des Buches in der ursprünglich als Untertitel gedachten Formulierung »Ein Versuch über historische Gleichzeitigkeit« zum Ausdruck. Das Buch stellt die Frage, in welchem Maße und um welchen Preis es möglich sei, in einem Text Welten präsent zu machen, die schon vor der Geburt des Autors existierten – und dabei ist sich der Autor völlig im klaren darüber, daß dieses Unterfangen unmöglich zum Abschluß gebracht werden kann. Das Buch enthält zwar einige der gleichen Leitmotive wie die sogenannte »postmoderne Philosophie« (nämlich den Widerwillen gegen die Auffassung, die Geschichte sei ein homogener, totalisierender Prozeß; die Argumentation zugunsten einer »schwachen« Auffassung von Subjektivität; die gebannte Betrachtung materieller Oberflächen), aber nach Meinung des Autors gibt es nur einen Grund, weshalb man das Buch als »postmodern« gelten lassen sollte – und dieser Grund ist negativer Art. Der akademisch-ideologische Kampf für die Bewahrung »moderner« und »modernistischer« (also »nichtpostmoderner«) Werte ist nach Meinung des Autors aussichtslos. Doch wer interessiert sich schon für die Antwort des Verfassers auf eine Frage, die ihm niemand gestellt hat? Sollten die Leser, wenn das Buch tatsächlich keine politische oder ethische Botschaft verkündet, vielleicht die Form des Buches als »die Botschaft« begreifen? Damit wäre implizit der Hoffnung des Autors Ausdruck verliehen, möglichst viele Wissenschaftler möchten den von ihm »erfundenen« Diskurs aufgreifen, nachahmen und weiter entfalten. In Wahrheit ist es jedoch so, daß er sich nachgerade schuldig fühlen würde, wenn durch sein Buch eine derartige Mode kreiert werden würde (aber diese Gefahr dürfte ohnehin nicht sonderlich ernst sein). Denn es herrscht, wie wohl kaum eigens betont werden muß, kein Mangel an akademischen Trends oder Schulen. Vielleicht besteht das Problem darin, daß, wie die Dinge jetzt liegen, alles dazu verurteilt ist, ein Experiment zu bleiben.

Dispositive

Amerikaner in Paris

»Sechs herrliche Tage auf See . . . und dann Paris. Die Speisen und der Service auf der *Paris* und der *France* suchen ihresgleichen, und durch diesen Luxus gewinnen Sie auf Ihrer Reise sechs zusätzliche Tage Paris! Diese französischen Linienschiffe der Extraklasse steuern zunächst Plymouth in England an, . . . anschließend geht es nach Le Havre, wo ein Sonderzug auf Sie wartet, um Sie in drei Stunden nach Paris zu bringen. Die Dampfer mit einheitlicher Kabinenausstattung fahren direkt nach Le Havre, dem Hafen von Paris. In Frankreich liegen die Orte nah beieinander: die Riviera ist nur eine Nachtreise von Paris entfernt, . . . während es nur einer eintägigen Schiffsreise bedarf, um über das Mittelmeer nach Nordafrika zu gelangen. Auf der Route New York-Bordeaux-Vigo bekommt man die außerordentliche Schönheit von Südfrankreich und Spanien zu sehen.« So als wollte man die Beliebtheit der Transatlantikreisen unter Beweis stellen [→ **Ozeandampfer**], schlägt die Klatschspalte der *New York Times* vom 21. September den gleichen Ton an wie die eben zitierte Werbung für französische Linienschiffe und nennt eine Vielzahl von Angehörigen der feinen Gesellschaft, die nach Europa abreisen oder auf der Rückfahrt von dort sind: »Mrs. S. Stanwood Menken und Arthur Menken sollen heute eintreffen, nachdem sie zwei Monate in Europa verbracht haben.« »Mr. und Mrs. Harold Irving Pratt und Miss Eleanor Pratt aus Welwyn, Glen Cove, Long Island, werden sich heute auf eine Europa-reise begeben.« Gewiß hat der Pariser Korrespondent der *Berliner Morgenpost* recht, wenn er diese »Ausländer-Überschwemmung« mit ihren die französische Hauptstadt besuchenden Amerikanern als eine »Folge der Inflation« interpretiert. Die Krise des Franc sorgt zusammen mit der fortwährenden Stärke der amerikanischen Wirtschaft dafür, daß Europa auch für Menschen erschwinglich wird, deren Namen nie in den Presseberichten über die feine Gesellschaft erscheinen werden.

Aber wieso sind derart lange und kostspielige Seereisen zu einer echten gesellschaftlichen Verpflichtung, wenn nicht gar zu einer fixen Idee geworden? [→ **Zentrum = Peripherie (Unendlichkeit)**] Was erwarten sich die amerikanischen Touristen von einem Parisaufenthalt? Nur sehr wenige reisen zu einem bestimmten Zweck nach (oder durch) Paris, im Gegensatz zu mehreren Tausenden

amerikanischer Soldaten, die gemeinsam mit französischen und englischen Einheiten im Frühherbst ihren Rückzug aus dem besetzten Rheinland antreten (*New York Times*, 22. September). Die Verkaufsstrategien der Tourismusbranche deuten darauf hin, daß Frankreich beziehungsweise Paris bei der wohlhabenden Mehrheit der amerikanischen Touristen als Ort höchster Raffinesse in puncto Lebensstil und Kultur gelten. Jetzt, da Atlantiküberquerungen durch den technischen Fortschritt zu einer relativ ungefährlichen Angelegenheit geworden sind, wird das Erlebnis der europäischen Kultur aus erster Hand zu einem üblichen Bestandteil der Erziehung Heranwachsender aus Familien der oberen Mittelschicht.

In Ernest Hemingways erstem und bereits überaus erfolgreichem Roman *The Sun Also Rises* (*Fiesta*) treffen der Erzähler Jake und sein Freund Bill eine Familie amerikanischer Touristen auf der Eisenbahnfahrt von Frankreich nach Spanien [→ **Eisenbahn**]:

In unserem Abteil saßen außer uns noch ein Mann, seine Frau und ihr Sohn. »Ich nehme an, Sie sind doch wohl Amerikaner, nicht wahr?« fragte der Mann. »Machen Sie eine schöne Reise?« »Herrlich«, sagte Bill. »So muß man's machen. Reisen, wenn man jung ist. Mutter und ich wollten immer herüberkommen, mußten aber 'ne ganze Weile warten.« ... »Hören Sie, ich glaube, es sind reichlich viel Amerikaner im Zug«, sagte der Mann. »Sieben Wagen voll aus Dayton, Ohio. Sie haben eine Pilgerfahrt nach Rom gemacht und sind jetzt auf dem Weg nach Biarritz und Lourdes.« »So, also das ist es, Pilger. Verdammte Puritaner«, sagte Bill. »Aus welchem Teil der Staaten seid ihr denn, Jungens?« »Kansas City«, sagte ich. »Er ist aus Chicago.« »Fahren Sie beide nach Biarritz?« »Nein, wir fahren zum Angeln nach Spanien.« (87 ff./147 f.)

Daß sie im gleichen Abteil sitzen müssen wie diese amerikanischen Landsleute, ist eine unerfreuliche Störung von Jakes und Bills Europaerlebnis. Obwohl die Familie aus Dayton nicht auf religiöser, sondern auf kultureller Pilgerfahrt ist und obwohl auch Jake und Bill mit ihrer von Paris nach Süden führenden Reise bloß den Anweisungen der Tourismusbranche gehorchen (»in Frankreich liegen die Orte nah beieinander«), werfen Hemingways Protagonisten alle übrigen Amerikaner in einen Topf und nennen sie »verdammte Puritaner«. Denn der Puritanismus, die Prohibition und die sprachlose Bewunderung europäischen Raffinements sind genau das, was die Figuren in *Fiesta* und ihre Vorbilder im wirklichen Leben (also Hemingways amerikanische Freunde in Paris) hinter sich lassen wollen. Jake Barnes, das Alter ego des Autors, ist

ein Journalist, der aufgrund einer Kriegsverletzung impotent geworden ist und jetzt danach strebt, seinem Leben wieder einen Sinn zu geben. Brett, zu deren Darstellung Hemingway von seiner Pariser Bekannten Lady Duff Twysden angeregt wurde, gelingt es nicht, das durch den Tod ihres im Krieg gefallenen Verlobten erlittene Trauma zu überwinden. In regelmäßig wiederholten alkoholischen und erotischen Ausschweifungen sucht sie Befriedigung (und erntet natürlich nur Enttäuschung). Anschließend kehrt sie stets zu Jake zurück, durch dessen Impotenz diese hin und wieder gefundene Nähe zum Teil eines *Circulus vitiosus* wird. Die Figur des Robert Cohn basiert auf der Person des reichen jüdischen Emigranten Harold Loeb, der früher an der Universität Princeton die Boxmeisterschaft im Mittelgewicht gewonnen hatte. [→ **Boxen**] Cohn ist in Brett verliebt, und diese Leidenschaft spiegelt Loeb's Affäre mit Lady Duff ebenso, wie die von Brett und dem Erzähler empfundene Verachtung für Cohn die herablassende Einstellung Lady Duff's und Hemingway's zu Loeb spiegelt. Jakes Freund Bill ist ein aus Chicago stammender und in New York zu Erfolg gelangter Schriftsteller, dessen Vorbild kein anderer ist als Bill Smith, Hemingway's Jugendfreund aus Oak Park, Illinois (Burgess, 48 ff.). Diese Vertreter der »verlorenen Generation« Amerikas bewundern nicht das Raffinement der europäischen Kultur, sondern suchen in Paris, was ihnen in der Heimat fehlt: eine liberalere Einstellung zu außerehelichen und homosexuellen Beziehungen (Benstock, 99 ff.; Prost und Vincent, 536 ff.), eine Umwelt, die ihren Ansprüchen auf künstlerische Begabung wohlwollend gegenübersteht, und vor allen Dingen starke Getränke. [→ **Bars**] Sie feiern den Sieg Gene Tunneys über Jack Dempsey beim Boxkampf um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht, und diese Feier wird laut Bericht der *New York Times* vom 24. September zu einer nationalen Orgie fern der Heimat: »In einer bekannten amerikanischen Bar im Herzen von Paris traf sich eine erztypische Gruppe von Amerikanern, um Champagner flaschenweise und auch sonstige herzstärkende Getränke zu sich zu nehmen. Man lauschte den vorgelesenen Meldungen, die alle paar Minuten aus der amerikanischen Nachrichtenagentur herübergetragen wurden.«

Manchmal sind Liebeskummer oder Scheidung das unmittelbare Motiv für die Reise des Amerikaners nach Europa, wie zum Beispiel im Fall des hochgelobten (und noch höher bezahlten) Designers Ralph Barton, der im März in Paris eintrifft. Sofern die